

Bücherschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **1 (1917)**

Heft 10-11

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Sohn eines Professors der Philosophie, besuchte Friedrich die alte Kantonschule in Bern, wo er sich eine tüchtige sprachliche Bildung aneignete. Für sprachliche Fragen hatte Ris auch in seinen alten Tagen eine besondere Vorliebe; das „Schweizerische Archiv für Volkskunde“ brachte eine Abhandlung aus seiner Feder über das „Matten-Englisch“.

Mit Feuereifer trat Dr. Ris für die Muttersprache ein, als diese um die Wende des Jahrhunderts immer mehr bedroht wurde, besonders im Wallis und im Jura. Im Wintermonat 1904 versammelten sich eine Anzahl Freunde der deutschen Sprache aus verschiedenen Berufskreisen und Kantonen in Burgdorf und gründeten hier unsern Verein. Außer dem Verewigten befand sich unter den Gründern auch der kürzlich verstorbene Dr. Ed. Lauterburg, der später im Hause von Dr. Ris in Thun wohnte. Dieser wurde als der älteste zum Vorsitzenden gewählt. Er gab sich redlich Mühe, Anhänger der guten Sache zu gewinnen, und sprach deshalb bei hochgestellten Männern vor; auch Abweisungen ließ sich der tapfere Draufgänger verdrießen. Im Heumonat 1905 hielten wir eine Sitzung ab in dem schön gelegenen Sigriswil, wo unser Obmann seinen Sommeritz hatte, sein „Chalet“ oder, wie er es nannte, seine Hütte. Immer eifrig bemüht, den Grundfätzen des Vereins gemäß Fremdwörter zu vermeiden, ließ sich doch der Altberner manches entschlüpfen, was er dann durch ein eiliges „Pardon“ gut zu machen suchte. Vom Deutschschweizerischen Sprachverein lag ihm besonders der zweite Teil des Wortes am Herzen. Mit welcher Wonne las er uns aus D. v. Greyerz, „Die Mundart als Grundlage des Deutsch-Unterricht“, die berndeutschen Ausdrücke für alle möglichen Tätigkeiten vor!

Im zweiten Jahre finden wir schon Herrn Brodbeck als Vorsitzenden. Dr. Ris mußte sich aus Gesundheitsrücksichten immer mehr zurückziehen und gab zuletzt seinen Beruf auf. Besonders der Tod mehrerer erwachsener Kinder lastete schwer auf seinem Gemüt. Gleichwohl nahm er von Thun aus noch an mancher Sitzung des neugegründeten Vereins für deutsche Sprache in Bern teil und belebte die Erörterung mit seiner überzeugenden Rede. — Von einer Sitzung (wann, weiß ich nicht mehr) ist mir ein erheiternder Vorfall im Gedächtnis geblieben. Dr. Ris traf im Gang des Gasthofs zum Bären in Bern mit einigen ihm bekannten welschen Herren vom „Cercle Romand“ zusammen, die ihn fragten, was er hier tue. „Bohl das gleiche wie Ihr“, war seine Antwort, und er ging in unser Sitzungszimmer.

Dr. Ris war ein Mann der Anregung, des Kampfes, der leicht ungeduldig wurde, wenn zu wenig geschah; obschon ein alter Berner, war er doch kein Phlegmatiker, sondern ein Sanguiniker. Er steht vor uns als ein offener, aufrechter Mann, äußerlich eine Kerngestalt von ausgesprochen alemannischem Gepräge (wie er auch prächtig gewachsene Söhne und Töchter hatte), seinem Charakter nach ein wohlwollender Mensch, der durch seine Lebenswürdigkeit auch Andersdenkende gewann, ein Deutschschweizer von echtem Schrot und Korn. Möge sein Geist in unserm Vereine nie untergehen!
H. St.

Bücherschau.

Schweizerisches Idiotikon. 82 Heft.

Man staunt immer aufs neue über den ungeahnten Reichtum unserer Mundarten. Ich meine nicht: an Mundarten, obschon auch das ein Reichtum ist und ein

sehr kurzweiliger, sondern den Reichtum der Mundarten an Ausdrucksformen, und unter diesen Formen sind viele von solcher dichterischer Schönheit, Wärme des Gemüts und Schärfe des Wizes, wie wir sie im Munde des Volkes kaum suchen würden, wenn wir nicht wüßten, welche Macht die Natur ist, und die Mundart ist ja die Sprache der Natur. Wenn man jeweilen im neuesten Hefte des Idiotikons blättert, so freut man sich bald über neu entdecktes Sprachgut, bald klingt einem etwas vertraut, man fühlt sich angeheimelt und empfindet einen gewissen Stolz, sein sprachliches Eigentum bestätigt zu finden. Dem einen ist dies neu und jenes bekannt, der andere genießt Entdeckerfreuden, wo der erste sich heimisch fühlt, seine Freude findet man immer.

Wie vielen Schweizern ist das Hauptwort „Schon“ bekannt, von dem gleich auf der ersten Seite des letzt-erhaltenen Heftes die Rede ist? Und doch gibt es einen Streifen, der vom Berner Oberland durch die Inner-schweiz bis in die südlichen St. Galler Bezirke und ins Prätigau reicht, wo man das Wort braucht, teils im Sinne von Mäßigung, Zurückhaltung (z. B. sei an einem Laufmahl „ohne Schon“ aufgetragen worden), teils im Sinne von Wetter, das heitere Tage verspricht, auch von Wind, der gutes Wetter bringt. Jener Merliger, der in der Apotheke schönes Wetter holen sollte, rief, als ihm der Käfer aus der Schachtel flog: „Schon, Schon, fahr gegen Merligen zu!“ „Der Schon ist guet“, sagt der Bignauer bei andauernd schönem Wetter; wenn aber der Grindelwaldner bei drohendem Regen mäht, will er „den Schon zerheglen“. Je nach der Zeit der Aufheiterung gibt es einen Abendschon (Haslital), einen Nacht- (Glarus) oder einen Morgeschon (Schwyz), je nach dem Wind einen Bise- (Hasli) oder einen Föhn- oder Fend-schon (Grindelwald); dieser ist „d's halb besser“ als jeder andere Schon. — Weiter verbreitet ist das Zeitwort schone, vom Wetter gebraucht, während die Bedeutung des schriftdeutschen schonen nicht recht volkstümlich ist. Im Entlebuch kann das Wetter auch schonig sein. In Glarus fragt man einen Mähenden: Bist schuntlich? (hältst Du das Wetter für gut?). Mit zarten Dingen muß man schonlich oder schonklich umgehen.

Aus der verwandten Familie „Schön“ erwähnen wir nur „Jungfernschöni“ für das im März sprossende Wiesengrün (wie hübsch!) und für eine unter diesem Namen in Zürcher Apotheken verlangte, von Fachleuten mit bezetta rubr. feu carmin. (wie hübsch!) bezeichnete Schminke. Aus der Sippe „schinden“ sei der verzweifelte Spruch angeführt, der das soziale Elend also ausdrückt: D'Buren esse Schniz und Speck, d'Herren esse Schnepfedreck, und Userein söll nie Nüt ha als g'schwellti Händ-öpfel mit Schinti dra. Eine magere Frauensperson nennen die Glarner unliebenswürdigweise eine Schindel. Zu dem für Unbeteiligte gräßlich klingenden Namen Schang (Jean!) bemerkt das Idiotikon richtig: früher und z. T. noch heute als vornehmer empfunden, z. T. jetzt veraltend und bäurisch gegenüber Hans. In der Tat gab es eine Zeit, wo man nur noch in untern Schichten und auf dem Lande Hans hieß oder Johann, in der Stadt, z. B. in St. Galler Fabrikantenkreisen hieß man Schang. Dieser Kulturfortschritt griff dann um sich, er erreichte die Fabrikanten auf dem Lande und ihre Sticker und schließlich auch die Bauernsöhne, unterdessen war in der Stadt der Hans wieder hochsein geworden. Mit diesem Sinken des Kurswertes hängt es auch zusammen, daß der Name auch ganz allgemein gebraucht wird für Kerl, Bursche, „Typ“, mit etwas verächtlichem Nebensinn: „Was heisch do für en Schangi mitbrocht?“ Sogar

schon Bührers „Lustiges Spiel“ von der Nase im „Volk der Hirten“ (1914) wird angeführt; dort sagt ein Basler von einer Gipsbüste: „Das soll jez eppis B'unders si, daß der Schangi do kai Nase me het.“ Es gibt auch Tram-, Post-, Büro-, Tube-, Chüngeli- u. a. Schänge und -Schängli. Die Basler nennen einen an der Heuwage, einem öffentlichen Plage, herumlungern den Gelegenheitsarbeiter Haiwogschangi. Alte Zürcher fühlen sich wohl angeheimelt durch die Erwähnung des Zungenschangs, eines nur Zungen verkaufenden Metzgers dieses Namens.

Schengsermeng heißt in Zürich eine Birnsorte; das Wort ist durch Umstellung der Zischlaute entstanden aus Saint-Germain (Früchtesorten tragen ja häufig französische Namen). Eine merkwürdige Verschiebung hat stattgefunden in der Bezeichnung jenes schmachhaften Gegenstandes, der bei uns ursprünglich überall Hamme hieß und heute noch vielerorts so heißt; die Engländer nennen es noch ham. Das schriftdeutsche Wort dafür heißt Schinken, aber nicht diese Form ist es gewesen, die zuerst den einheimischen Namen Hamme zu verdrängen versuchte, sondern eine niederdeutsche Nebenform Schungge oder Schunke (altfriesisch skunka, ostfriesisch schunke, niederländisch schonk). Diese galt zuerst wohl nur für eine besondere, feinere Art, die gegen Ende des Mittelalters aus den Niederlanden den Rhein herauf nach Süddeutschland und endlich auch in die Schweiz gekommen war (der älteste schweizerische Beleg erwähnt Basel, 1651); später wurde der Name allgemein gebraucht. In der Nordostschweiz hat dieses Schungge das Wort Hamme fast ganz verdrängt oder steht neben ihm als der vornehmere Ausdruck, aber schon ereilt den Schunken dasselbe Schicksal wie den Hammen (oder die Hamme); gerade in unserer Zeit wird der längst eingebürgerte, schon altmodisch gewordene Schunke verdrängt vom schriftdeutschen und darum vornehmeren Schinken, den das Idiotikon ausdrücklich als „jung“ bezeugt aus Zürich und Thurgau (besonders vom Bodensee). Natürlich sind diese beiden Namen auch verwandt mit Schunke und mit Scheiche oder Schihe für Wein. Ein Gemeinderat in Frutigen, der über das Treten der Orgelpedale nicht im klaren war, soll einst gesagt haben: „Mir hätti nadisch recht en gueten Organist, wenn er numen chenni en chlin d'Schihen still han“. Bei Gotthelf kommt einmal die Frage vor: „Hest Wespi i de Hose, daß-de dini Schichi nicht still halten kannst unterm Tisch?“ Natürlich finden wir da auch die Scherzfrage verzeichnet: Welcher Mensch ist ohne Kopf, Hände und Beine? — Der Berner, denn er hat nur Gring, Salpen und Scheiche.

Viel Raum beansprucht natürlich das Zeitwort schänke schon für seine ursprüngliche Bedeutung: ein Getränk eingießen, und für seine Ableitung Schänki. Von einer Hochzeit im Jahre 1593 erzählt der Brautvater: „Die malzjt sampt der wyberschenke wurdind in der Herberg zur Cronen gehalten, aber die mannenschenke uf dem nümen Hus.“ Anderntags gab's noch eine Nachschenki. In Zürich wurde im 17. Jahrhundert die Bad- oder Badenschenki, d. h. das Geschenk, das man einem Verwandten oder Freunde an den Badeort nachsandte, mehrmals als öffentlicher Unfug verboten, und

im Abtestädtchen Wil schaffte man 1652 die Räteschänki ab, d. h. die Bewirtung bei der Erneuerungswahl des Stadtrates.

Der im Bernbiet vorkommende Geschlechtsname Eschanz geht auf den Namen eines Kleidungsstücks zurück; der Schanz muß ein Wams gewesen sein.

Wie sehen wieder, welche Fülle schweizerischen Volkstums in einem einzigen Hefte steckt, aber auch welche Fülle von Arbeit.

Briefkasten.

O. F. Sie haben recht, das „Unser-Vater“ wird allgemein als fester Ausdruck empfunden, daher stört es ein empfindliches Sprachgefühl, wenn man, zumal wiederholt, lesen muß: Die vierte Bitte des Unser-Vater. Also frischweg: des Unser-Vaters! — Ein anderes Beispiel: Der „Verlag des Thurgauer Volksfreund“ empfiehlt eine Schrift, die der „Leiter des Erziehungsheim B.“ verfaßt habe. Haben die Leute keine Ohren?

Zur allgemeinen Zimperlichkeit dem Wesfall gegenüber paßt es nur, wenn man die böse Endung s, wo man sie nicht vermeiden kann, durch eine spanische Wand, den sogenannten Apostroph, trennt vom Heiligtum des Wortes, auf daß dieses nicht verunreinigt werde. Ihre Beispiele aus dem schweizerischen Protestantentblatt (Grob's Zwingli, Zwingli's Brief, Luther's erste These) könnten leicht aus allen Gebieten vermehrt werden, doch scheint man in der Literaturkunde die Krankheit schon überwunden zu haben, wenn auch gelegentlich noch jemand von Goethe's Gedichten oder Gottfried Keller's Werken spricht oder vielmehr schreibt, denn sprechen kann man das Zeichen ja nicht. In einige Verlegenheit kommt man ja freilich bei Eigennamen auf s- und ähnliche Laute, wo nach Duden statt des Wesfall-s ein Wegwerfungszeichen stehen muß: Bos' Luise, Busch' Fromme Helene. Wustmann spottet nicht übel über diese Papiersprache; doch ist die Sache nicht leicht zu machen; nicht überall kommt man mit dem von Ihnen empfohlenen Mittel aus. Bossens Luise, Ragazens Ethif, Schulzens Badian — das alles geht, weil wir diese Eigennamen als deutsch behandeln dürfen, merkwürdigerweise auch Ragaz, aber Moragens Drama und Sophokleens Antigone gehen eben nicht, da muß man sich schon durch Umschreibung zu helfen suchen. Es scheint sich auch eine ansteckende Krankheit gebildet zu haben, die Apostrophomanie; denn in einem ganz neuen, hübschen Büchlein eines (ältern) Geisteslichen kann man lesen: Der Freiheitsdurst des jungen Blut's, der Mangel eines schweren Schritts, wegen eines falschen Ton's. Hier ist ja in der Tat ein Laut weggeworfen worden, aber das durch das Zeichen anzudeuten, ist durchaus überflüssig und steht zimperlich aus. Man wundert sich bald nicht mehr über die gar nicht seltene Schreibweise: nicht's.

Allerlei.

Die „neutrale“ schweizerische Sprache. Ein aus Rußland zurückgekehrter Schwede erzählt der „Norrlandsposten“ ein niedliches Geschichtlein. Kürzlich fand in Petersburg die Besprechung eines großen technischen Planes statt, an dem auch der finnische Staat beteiligt ist. Der Generalgouverneur Stachowitsch leitete die Verhandlung, an der ein paar frischgebackene finnische Senatoren, einige russische Beamte und ein schwedischer Sachverständiger teilnahmen. Der Meinungsaustausch ging indessen recht schwerfällig von statten, und zwar wegen der Sprachenfrage. Die Finnen konnten kein Russisch, die Russen kein Finnisch, und der Schwede weder russisch noch finnisch. Eine Zeit lang versuchte man sich mit dem Französischen zu behelfen, das wenigstens Herr Stachowitsch so einigermaßen beherrschte, während es höchst zweifelhaft war, ob die Finnen ein Wort davon verstanden. Schließlich fand einer der russischen Beamten das erlösende Wort: „Meine Herren,“ sagte er, „das geht wirklich zu langsam. Ich schlage vor, wir gehen zu der neutralen schweizerischen Sprache über.“ Der Vorschlag fand allseitigen Beifall, und man ging dazu über — deutsch zu sprechen, das sämtliche Anwesenden beherrschten.